

GOETHE'S FAUST

UND DIE

GRENZEN DES NATURERKENNENS.

GOETHE'S FAUST

UND DIE

GRENZEN DES NATURERKENNENS.

WIDER

»GOETHE UND KEIN ENDE«

VON

EMIL DU BOIS-REYMOND.

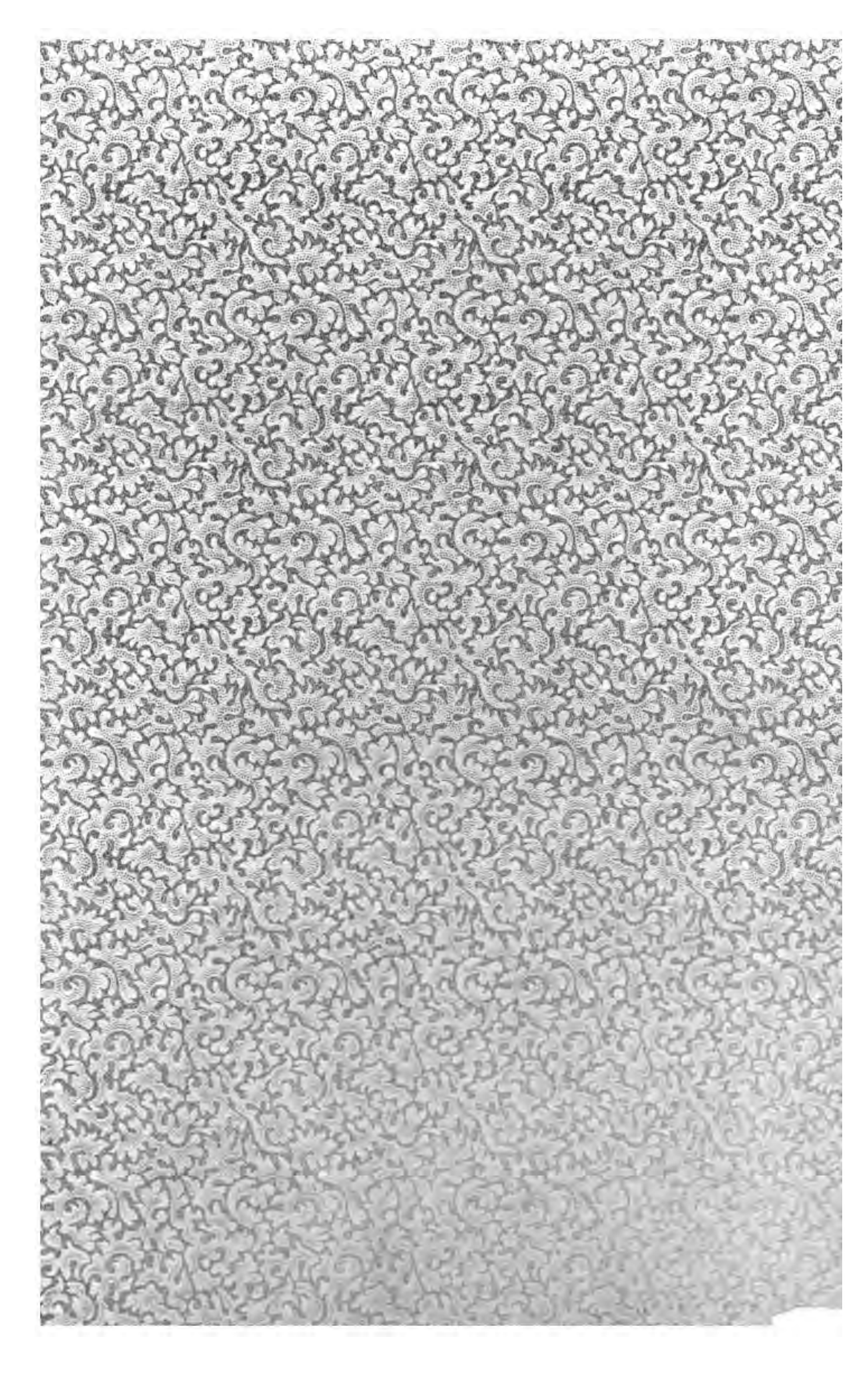
VON

ALFRED FREIHERRN VON BERGER.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1883.





0 [illegible]
G[illegible]
F[illegible]
B[illegible]





Der berühmte Forscher, welcher in unsern Tagen die Grenzen des Naturerkennens in neuer Darstellungs- und Begründungsweise bezeichnet hat, Herr Emil Du Bois-Reymond, hat in einer bei Antritt des Rectorats der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1882 gehaltenen Rede einige Bedenken wider Goethe's Faust ausgesprochen.

Man möchte meinen, dass ein Mann, der in der schwierigen Kunst, »in der Natur unendlichem Geheimbuch ein wenig zu lesen« so bewandert ist, der die Endlichkeit menschlichen Erkennens zum Gegenstande langjährigen, tiefen Nachdenkens gemacht hat, mit ganz besonderem, sachkundigem Verständniss in die freud-, leid- und gedankenvollen Geisteskämpfe blicke, die Faust in seinem »hochgewölbten, engen, gothischen Zimmer, unruhig auf seinem Sessel am Pult« vor unseren Augen erlebt, dass er uns diese dunkeln innerlichen Geschicke aus eigenster, innerster Erfahrung ganz besonders bedeutsam zu deuten wisse. Auch trauen wir dem Künstler Du Bois-Reymond, dem Meister

edler Gedankendarstellung durch die Sprache, vornehme Feinfühligkeit für das Kunstwerk »Faust« zu, und sind also von vorne herein gestimmt, seinem Urtheil über Vorzüge und Mängel dieser Dichtung alles Gewicht zuzugestehen, welches intime Kenntniss des Dargestellten und jene Vertrautheit mit den Gesetzen und Regeln des Darstellens, die man unter dem Worte »Können« begreift, dem Urtheile eines Kritikers zu verleihen vermag.

Solche Erwägungen bestimmten mich, die Rede Herrn Du Bois-Reymond's mit Aufmerksamkeit zu lesen, und sie bestimmen mich, wider ihn zu schreiben, nachdem ich sie gelesen habe. Denn Manchen könnten ähnliche Erwägungen drängen, den in ihr aufgestellten Behauptungen, wenn auch mit Wehmuth, zuzustimmen, und einige der »Widersprüche«, welche Herr Du Bois-Reymond in der Dichtung nachzuweisen sich bemüht, würden allerdings, einmal anerkannt, den Eindruck des Gedichtes stören, »wie eine lange übersehene Verzeichnung ein Gemälde verleidet« (Goethe und kein Ende, Seite 20). Eine Verkümmerung dieses Eindruckes wäre aber eine beträchtliche Minderung des Stammgutes an Genuss, an Glück, über welches der Adel der Menschheit verfügt und darum keine gleichgiltige Sache. Auch hat Herr Du Bois-Reymond mit seiner Rede gewiss Vielen aus der Seele

gesprochen, denen er nicht gerne aus der Seele spricht, jenen »von Nüchternheit Berauschten«, die, aller Kunst in geheimstem Innern fremd und abhold, sich mit Behagen durch die Worte, welche an bedeutender Stelle von einem bedeutenden Manne gesprochen wurden, in ihrer Gesinnung bestärkt und ermuthigt fühlen.

Zum Glücke zerthauen aber die frostigen Bedenken Herrn Du Bois-Reymond's, wenn man, durch sie etwas erkältet, Goethe's Faust auf sich wirken lässt, und dieser steht wieder vor unserem Geiste, ungetrübt und »herrlich wie am ersten Tag«. —

»Wir sind an die Fabel des Faust so gewöhnt«, sagt Herr Du Bois-Reymond, »dass es uns ausnehmend schwer fällt, sie mit frischem Blick zu betrachten. Gelingt dies, so erstaunt man über deren tiefe psychologische Unwahrheit«. — Goethe, dem seine Faustfabel die selbstverständliche Form für »den Gehalt in seinem Busen« war, der sie mit einem Blick, frisch wie der Blick des ersten Menschen auf die jugendliche Urwelt, betrachtete, hat dieses Erstaunen als der Erste heiter empfunden. Und halb aus künstlerischer Weisheit, damit dieses unvermeidliche Erstaunen nicht als eine sinnlos nebenher laufende Regung den Eindruck der Dichtung störe, halb aus Uebermuth, der es nicht lassen konnte, auch den Dichter des Faust gelegentlich mit einer mephistophelischen Neckerei zu schrauben,

liess er es den Geist, der stets verneint, aussprechen, da Faust überschwänglich den Entschluss kund gibt, »was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, in seinem innern Selbst zu geniessen.« »Das lässt sich hören«, sagt Mephistopheles,

»Doch nur vor einem ist mir bang,
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ich dächt', ihr liesset euch belehren,
Associirt euch mit einem Poeten,
Lasst den Herrn in Gedanken schweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehrenscheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirsches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit!
Lasst ihn euch das Geheimniss finden
Grossmuth und Arglist zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane zu verlieben!
Möchte selbst solch einen Herren kennen;
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.«

Für den, der den Faust im Grossen und Ganzen und im Kleinen und Einzelnen liebevoll in sich aufgenommen und Alles zu Einem Eindrucke verschmolzen hat, ist durch diese Stelle jenes »Erstaunen« unschädlich gemacht, ja verwerthet.

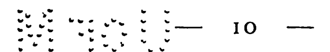
Das, was Herr Du Bois-Reymond die tiefe, psychologische Unwahrheit der Faustfabel nennt, ist keineswegs etwas, das die Faustsage Goethe wider sein besseres Wollen aufdrängte, und das er mit in den Kauf nehmen musste, wenn er den Faust nicht ungeschrieben lassen wollte. Es lag dieses Etwas in dem, was er im Sinne trug, als ihn der Faust als Stoff begeisterte. Nicht wie Seite 20 angedeutet ist, ein Rest ungedichteten Stoffes, kein befremdender Nachspuk des wüsten Aberglaubens, dem die Faustsage entsprang, ist es, was heute Herrn Du Bois-Reymond's Erstaunen erregt; die wahre Ursache des Erstaunens liegt in dem Erstaunlichen, das Goethe mit seiner Faustdichtung wollte und auch fertig gebracht hat.

»Der Held des modernen deutschen Nationalgedichtes ist kein auf der Menschheit Höhen einherschreitender gekrönter Sterblicher, er ist kein erobernder Krieger, kein verliebter Abenteurer, kein asketischer Nachtwandler durch Himmel und Hölle. Er ist . . ein Universitätsprofessor, unser College . . .«. So sagt Herr Du Bois-Reymond an der Spitze seiner Rede. (Seite 5.)

Ich glaube, dass ein Augenblick, in welchem einem Geiste die Wahrheit dieser Sätze einleuchtend scheint, kein solcher ist, in welchem ihm der Sinn des »Faust« voll und klar einleuchtet. Faust ist in Wahrheit ein

Herrscher und ein Krieger, ein Abenteurer und ein Liebender, ein Denker und ein Dichter, ein Geisterseher in weltfremder Zelle und er ist noch manches Andere; er ist Herr Mikrokosmus, den Mephistopheles gerne kennen möchte. Er ist der Typus aller Typen. Ein Typus ist aber kein unsinnlicher, allgemeiner Begriff, sondern eine anschauliche und also individuelle Gestalt; es ist klar, dass es einen einzelnen Menschen, welcher alle Züge, welche einen Typus zum allerallgemeinsten erheben, bis zu augenfälliger Sichtbarkeit gesteigert, in sich vereinte, nicht gibt und nicht geben kann. Nie ist ein Menschenleben gelebt worden, welches als ein wahrhaftes Urbild des Faust gelten könnte, wenn auch Descartes, Bacon, Goethe den, der ihren innern und äussern Lebensgang nacherleben kann, an Faust erinnern. Bei dem Versuche, eine solche Gestalt zu schaffen, kann es also ohne das, was man psychologische Unwahrheit nennt, nicht abgehen; diese wächst sogar mit der Grösse des Vorwurfes. Ohne solche Unwahrheit ist keine Kunst möglich. Wer an ihr Anstoss nimmt und sich durch sie den Genuss verleiden lässt, ist eben in einen Geisteszustand gerathen, welchem auf gedanklichem Gebiete die Skepsis entspricht, der kein mögliches Erkennen Werth hat.

Die von Herrn Du Bois-Reymond gerügte psychologische Unwahrheit der Faustfabel entspringt aus



dieser Unvollkommenheit aller menschlichen Kunst. Es mag sein, dass manchem Geiste, dessen Stärke im Trachten nach Wahrheit und im Entdecken derselben liegt, mit der Unwahrheit, ohne welche es keinen »Faust« gibt, zu viel zugemuthet ist; dass ein solcher das Beginnen, einen Faust im Sinne Goethe's zu schaffen, für einen hoffnungslosen Versuch hält, die Grenzen menschlicher Kunst zu überschreiten, der dem Anlaufe Faust's, die Grenzen des Naturerkennens zu überspringen, vergleichbar ist. Dagegen lässt sich nicht streiten. Aber vielleicht wird doch Mancher, der behauptet, dass »die Welt dem Dichter nicht zum Bilde werden« könne, dass er zwar, wie Friedrich Hebbel sagte, »Bilder in die Welt zu hängen« vermöge, nur kein solches, welches die Welt bedeutet, zugestehen, dass Goethe's Faust immerhin die beste der möglichen »Welten« sei.

Faust, wie gesagt, ist alles Jenes, wovon Herr Du Bois-Reymond sagt, er sei es nicht; er ist nicht nur »College« des berühmten Professors, wiewohl er auch das bisweilen ist. Aber auch Proteus, der sich in Alles verwandelt, was da ist, hat am Ende doch eine ihm eigenthümlich zugehörige Gestalt. Und so ist vielleicht Faust, der alles Mögliche ist, im Grunde — ein Universitätsprofessor. Im Grunde — wer kann sagen, wer oder was Faust sei? Als Arthur Schopen-

hauer, in Nachsinnen über letzte Dinge verloren, in einem Gewächshause vor einer Pflanze stand und diese tastend mit der Hand berührte, fragte ihn ein Aufseher, wer er sei? »Ja, wenn ich Ihnen das sagen könnte«, war die Antwort des Denkers. — Nun hat zwar gerade der Charakter eines echten Universitätsprofessors gewöhnlich nichts von jener unendlichen Verwandlungsfähigkeit Faust's, aber man könnte Herrn Du Bois-Reymond's Ausspruch in dem angedeuteten Sinne etwa gelten lassen, ohne das Wesen Faust's ungebührlich zu beschränken. Jedenfalls würde der Ernst und die Gründlichkeit, mit der Faust Alles treibt, auch den Leichtsinn und die Oberflächlichkeit, damit stimmen. Doch ist die Sache nicht ohne Bedenken. Der Faust, welcher später von Begierde zu Genuss taumelt und im Genuss nach Begierde verschmachtet, der die Schönheit selbst, in Helena verkörpert, leibhaftig zu umarmen verlangt, ist in dem Faust, welcher den Erdgeist beschwört, deutlich zu erkennen. Man hat bei Besprechung dessen, was Faust als Denker erlebt, sein Denken immer zu sehr nach Analogie des geistigen Geschehens beurtheilt, wie es sich vielleicht, von Leidenschaften unbeirrt, in dem Haupte eines Kant, eines Gauss, eines — Du Bois-Reymond abspielt. Auch dieser letztere scheint Faust in dieser Richtung als nach seinem Ebenbilde geschaffen zu be-

trachten. So erklärt es sich, dass er die Wendung Faust's vom Denken zu den Lüsten und Freuden und Schmerzen der Erde als Unwahrscheinlichkeit empfindet (S. 18); und in der That, gliche das Denken, das Faust im Stiche lässt, dem geistigen Arbeiten, in dem Herr Du Bois-Reymond seine »höchsten Augenblicke« findet, so wäre sein Sprung in »ephemere, ja verbrecherische Freuden« in der That so unnatürlich, als wenn der Faust des letzten Actes von seiner Arbeit, durch die er den Elementen Boden abgewinnt, weg und in die Hexenküche rennen würde, um, mit dem bewussten Trank im Leibe, wieder in jedem Weibe Helenen zu sehen, mit der er doch nach seiner innersten Erfahrung ein anderes Weib so leicht nicht wieder verwechseln könnte.

Wegen dieses Missverständnisses empfindet es Herr Du Bois-Reymond auch als »poetische Uebertreibung, dass Faust sich das Leben nehmen will, weil er sieht, dass wir nichts wissen können« (S. 15). Herr Du Bois-Reymond könnte mit Wagner sagen:

»Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.«

Statt sich jedoch der Worte zu bedienen, die im Faust für seinen Gedanken bereit liegen, sagt er, solche Verzweiflung sei »nicht die ethische Frucht des *ignorabimus*« (S. 15), was wohl auch besagen soll, es sei nicht dessen

psychische Wirkung. Faust denkt nicht so, wie Herr Du Bois-Reymond denkt, und das *ignorabimus* dieses Letzteren ist also auch etwas Anderes, als die innerliche Katastrophe, welche in Faust der Erkenntniss des *ignorabimus* entspricht.

Das Denken Faust's ist ein athemloses Schmachten und Drängen nach geistigen Lüsten, ein Arbeiten mit Leib und Seele. Man hat wohl schon gesagt, reines Denken ermüde und erschlaffe nicht. Die Abspannung sei nur eine Folge der Mitthätigkeit der Phantasie und des Gefühles, von der sich geistige Anspannung nicht völlig trennen lasse. Diese Mitthätigkeit ist in Faust eine leidenschaftlich heftige. Faust strebt nicht nach Wahrheit um der Wahrheit willen, sondern um des erlesenen Glückes willen, das die Gedankenzeugung wie eine Wollust begleitet.

Descartes, Pascal, Lichtenberg und viele andere Denker von Gottes Gnaden haben angedeutet und ausgesagt, welche tiefe Verschiedenheit zwischen Gedanken und Gedanken besteht. Man kann einen Gedanken denken und man kann einen Gedanken erleben. Um klar zu machen, was es heisse, einen Gedanken wahrhaft haben, erinnert Pascal an Descartes und sein »ich denke und so bin ich«. Vielen ist dieser Satz vor ihm durch den Kopf gegangen, aber für ihn war diese einfache, einleuchtende Erkenntniss der Urgedanke, aus

dem seine ganze Gedankenwelt fort und fort sich verjüngend und erneuend, quoll, wie die Welt aus dem Geiste Gottes. In ihm dachte er Alles, was er denken konnte, so weit die Enge auch des mächtigsten Bewusstseins dies gestattet.

Faust strebt, jeden Gedanken so zu denken, wie Descartes seinen Grundgedanken. Die Erkenntniss, welche jener von Laplace gedachte Geist, unter der durchsichtigen Hülle einer mathematischen Formel besitzt, möchte er in jedem Augenblick, aller Hülle baar, in sich haben. Wie wir aus einem uns geläufigen Begriffe mühelos, intuitiv, eine Fülle analytischer Urtheile schöpfen, so möchte Faust, dass ihm Alles, was der von Laplace gedachte Geist wissen kann, aus einem Weltbegriffe als analytisches Urtheil fort und fort zuströme. Ihn gelüstet, zu erkennen, wie etwa, nach der Meinung der Theologen, Gott erkennt, und so auf Erden einer Seligkeit zu geniessen, wie sie den Gläubigen nach der Lehre der Kirche im Himmel in der Anschauung Gottes werden soll.

Solches Denken ist Streben nach überirdischem Glück. Wer begabt genug ist, um ab und zu einen Vorgeschmack desselben zu kosten, wird, wenn seine Willenskraft seinem geistigen Drange nicht ebenbürtig ist, dazu hinneigen, sich diesem Hange ganz hinzugeben, wie dem Opiumgenusse. So erhaben und edel

viele der Geister waren, die so in sich schwelgten, so ist doch dieser Geisteszustand dem Laster nicht so fremd und ferne, um einen Umschlag in »ephemere, ja verbrecherische Freuden« so unnatürlich erscheinen zu lassen, als Herr Du Bois-Reymond meint.

So erklärt sich das Sinnliche, das Heissblütige in Faust's Wissensdrange. Darum diese Verzückungen, diese Erscheinungen, diese farbenglühenden Bilder, welche des asketischen Nachtwandlers Haupt berauschen, des Mönches ohne Glauben und Kirche. Seine vergessenen menschlichen Triebe spielen so in sein Denken hinein, dass wir gar nicht überrascht sind, wenn ihm Mephistopheles einmal Bilder irdischen Glückes statt überirdischer Erscheinungen vorgaukelt. Auch Faust verwundert sich nicht —

»Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang?«

sagt er, indem ihn das Verschweben der verlockenden Traumgestalten an das Verschwinden des Erdgeistes wie an etwas Gleichartiges erinnert.

Faust erreicht nicht, wonach ihn dürstet. Die Befriedigung, die er in jedem Augenblicke geniessen möchte, wird ihm kaum ab und zu in einem Augenblick der Ueberspannung aller Kräfte; dann folgen öde Pausen der Ermattung und Ernüchterung.

»Aber warum muss der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung!«

Er erlebt eben als Denker, was der katholische Mystiker die Trockenheit im Gebete nennt. Diese Trockenheit ist weit mehr als die Gedankentrunkenheit sein dauernder Zustand. Dass er verzweifelnd dieser Endlichkeit seiner Geisteskräfte inne wird, ist die Eine Seite der Katastrophe, die ihn »in die Welt weit aus der Einsamkeit« flüchten macht.

Herr Du Bois-Reymond ist ein tiefer Denker, aber kein »Kerl, der speculirt«. Es scheint, dass er so glücklich ist, in den »Kribskrabs der Imagination«, der einem solchen das Leben erhöht und verleidet, nicht tief eingeweiht zu sein. Die Kehrseite dieses Glückes ist aber vielleicht, dass er die menschliche Wahrheit des Faust nicht voll geniessen und würdigen kann.

Aber dieses ist noch nicht die ganze Katastrophe.

Faust erkennt auch, dass, »was man so erkennen heisst« kein Erkennen sei, und darum überkommt ihn Ekel vor allem Wissen.

Von diesem »*ignorabimus*« Faust's sagt Herr Du Bois-Reymond, es habe »eigentlich keinen Sinn«. (S. 16.)

»Faust ist von vornherein überzeugt vom Dasein einer Geisterwelt, er hält sie sogar nicht für verschlossen, und die Erscheinung des Erdgeistes kann ihn über die Berechtigung des Dualismus vollends nicht im Zweifel lassen. Damit sind ihm, sollte man meinen, so wichtige Fragen gelöst, dass ihm auf das Uebrige, beispielsweise das Wesen von Materie und Kraft, so viel nicht mehr ankommen kann.« (Ebd.)

Kurz nachher malt er seinen Hörern aus, dass »wissenschaftlich gebildete Männer voll ernsten Erkenntnisstriebes und von sittlicher Haltung, deutsche Professoren wie Faust mit Einem Worte, Dinge erführen, welche ihnen die Ueberzeugung vom Dasein einer übersinnlichen Welt mit der unbedingten Gewissheit einer naturwissenschaftlichen Thatsache aufdrängten«, »was ja nicht weit von Auerbach's Keller sich noch vor Kurzem angeblich zutrug«, und fügt hinzu, dies sei »Faust's Lage auf ein Haar«. (S. 19.)

Ich glaube, dass dieses Bedenken Herrn Du Bois-Reymond's auf einem höchst geistreichen Missverständniss beruht, welches aufzuklären ich versuchen will.

Goethe wollte den Menschen darstellen in seiner ganzen Unwissenheit, Einsamkeit, Hilflosigkeit, umgeben von dem Wunder der Weltthatsache, mit welcher er vergebens durch Anstrengung aller Geisteskräfte in's Reine zu kommen sich abmüht.

Ich sagte »Goethe wollte«. Dieser Ausdruck ist eigentlich ungenau. Die Bilder kamen ihm, die dichterischen Träume, deren unerschlossenen ernsten Sinn er ahnungsvoll empfand, wie sie ihm kamen. Als Bilder, als anschauliche Vorgänge stellte er sie schaffend den Sinnen der Menschen dar.

Höchstes und Tiefstes jedem Kinde verständlich abzubilden ist das Ideal, das jedem Dichter vorschwebt. Wie der stürmisch erregte Geist Faust's an den unbezwingbaren Uferschranken menschlichen Erkennens brandet und zerschellt, hat Goethe in dem ersten Auftritte des Faust sinnlich dargestellt. Faust beschwört den Erdgeist, dieser erscheint. »Weh, ich ertrag' dich nicht«, ruft Faust aus. Dann, gereizt durch den Hohn des übermächtigen Wesens, bäumt er sich grosssprecherisch auf, der »Flammenbildung« in's Antlitz zu sehen. Aber das »du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir« wirft ihn nach einem Augenblicke eitlen Triumphes verzweifelnd in den Staub, und der Geist, den anzuziehn er die Kraft besessen, den zu halten er aber die Kraft nicht hat, verschwindet.

In diesem Vorgange offenbart sich den Sinnen das Misslingen eines Versuches, das Unerkennbare zu erkennen. Wer solches sinnlich darstellen will, muss das unerkennbare Uebersinnliche den Sinnen Faust's und des Zuschauers erscheinen lassen.

Aus dieser aus künstlerischen Gründen unumgänglichen Erscheinung desselben zu folgern, dass derjenige, dem es erscheint, um ihm zu verkünden, es sei ihm unerkennbar, es erkenne, wie Herr Du Bois-Reymond es thut, scheint mir ein lehrreicher Beweis dafür zu sein, dass etwas, das jedem Kinde verständlich ist, vielleicht eben darum über oder vielmehr unter dem Verständniss eines Weisen sein kann.

Hätte Goethe das Uebersinnliche dem Faust nicht als Erdgeist, zu ihm redend, erscheinen lassen, so wäre die innere Katastrophe des Denkers Faust, ohne welche die ganze Fausttragödie unverständlich ist, um ihre drastische dramatische Wirkung gekommen. Ein Mann, der in schwer verständlichen, seltsam hitzigen Monologen tiefsinnig zu fassen sucht, »was in des Menschen Hirn nicht passt« und am Ende, weil ihm, man weiss nicht recht was, misslingt, sich verzweifelnd der Weltlust verschreibt, wäre weit weniger verständlich, als der kühne Magier, der dem Geiste, den er rief, nicht gewachsen ist.

Und überdies trifft der Tadel, den Herr Du Bois-Reymond wider Goethe erhebt, in anderer Fassung auch Herrn Du Bois-Reymond und überhaupt jeden, der die Grenzen menschlicher Erkenntniss wissenschaftlich zu ziehen versucht. Er kann nicht umhin, das Unbegreifliche, Namenlose irgendwie begrifflich zu fassen,

zu benennen. Er nennt es etwa »Wesen von Materie und Kraft«. Herr Du Bois-Reymond wird nicht leugnen, dass er beim Aussprechen und Hören dieser Worte etwas denke. Aber dieses Denken, durch welches das Hören zum Verstehen wird, ist doch nicht ein Erkennen des Wesens von Materie und Kraft. Stehen doch die berufenen Worte in einem Satze, welcher die Möglichkeit solchen Erkennens verneint. Würde sich Herr Du Bois-Reymond nicht mit Recht erzürnen, wenn Jemand es als inneren Widerspruch schelten würde, dass er in Einem Athem unsere Unfähigkeit, das Wesen von Materie und Kraft zu erkennen, behaupte und diese Worte mit Verständniss gebrauche? Und der Dichter des Faust wird von Herrn Du Bois-Reymond getadelt, weil er als Dichter thut, was der Denker nicht lassen kann. Der Baccalaureus hat ganz Recht, »Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren«; wie üppig muss erst der Irrthum blühen, wenn man eine »sinnliche Rede« spricht, wie Lessing die Dichtung nannte. In der Erscheinung des Erdgeistes ist dieses zu bewusster Unwissenheit unentbehrliche Wissen vom Ungewussten sinnlich gemacht und Faust's ***ignorabimus*** hat also gerade so viel Sinn, als jenes Herrn Du Bois-Reymond's.

Wer dem Geiste Goethe's und der Dichtkunst treu bleiben will, darf die den Deutschen seit Kant

geläufige Art, die Begrenztheit menschlichen Erkennens zu denken, »in keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise«, in die ersten Faustmonologe hineindeuten.

»Welch' Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?«

Ich habe einen Darsteller des Faust diese Stelle so sprechen gehört, dass im zweiten Verse aller Nachdruck auf »dich« fiel, wodurch etwas wie ein Kant'scher Gegensatz zwischen Erscheinung und Ding an sich in die »sinnliche Rede« Goethe's hineinbetont wurde. Und auch die Fassung, welche Herr Du Bois-Reymond dem Weltgeheimniss gibt, ist dem Sinne des Faust fremd. »Ohne Seh- und ohne Gehörsinnsubstanz«, heisst es in den ‚Grenzen des Naturerkennens', »wäre diese farbenglühende, tönende Welt um uns her finster und stumm. Und stumm und finster an sich . . . ist die Welt auch für die durch objective Betrachtung gewonnene mechanische Anschauung, welche statt Schalles und Lichtes nur Schwingungen eines eigenschaftslosen... Urstoffes kennt«. Das *ignorabimus* Herrn Du Bois-Reymond's ist nur jenem voll verständlich, welchem diese seine Ansicht, welche die ganze heutige Naturwissenschaft beherrscht, die »Nachtansicht«, wie Fechner sie taufte, zur zweiten Natur geworden ist. Diese mag nun objectiv wahr sein oder nicht, subjectiv wahr, mensch-

lich wahr, dem naiven Sinne verständlich und einleuchtend ist sie nicht; den Menschen im Allgemeinen ist die Welt mit ihren Sternen und Blumen, ihren rauschenden Wassern und redenden Menschen, wirklich in des Wortes verwegenster Bedeutung. Wenn ihnen ein Dichter einen Faust vorführte, der sich zur Nachtansicht bekennt, so würde sich die schauende, lauschende Menge, die ganz Auge und Ohr ist, in Faust nicht wiedererkennen, und so wäre aller Dichtung innerstes Ziel verfehlt; und ich glaube sogar, die erlesenen Menschen, die der Nachtansicht anhängen, würden dieses Befremden theilen, denn sie lassen ihre Nachtansicht gemeiniglich hinter sich in der Studirstube, wenn sie von den äusseren und inneren Mühen wissenschaftlichen Denkens beim Leben oder bei der Kunst Erholung und Erlösung suchen.

Und diese Nachtansicht ist der Stimmung feind, welche die Kunst geschaffen hat. Sie verkümmert die schöne Gegenständlichkeit der Dinge und die Freude an derselben. Wie verdüstert war Heinrich v. Kleist in seinem Dichtergemüthe, nachdem er Kant's Kritik der reinen Vernunft gelesen hatte, und wie rührend und lehrreich ist der Versuch des greisen Fechner, der Künstler und Denker ist, naive, künstlerisch-religiöse Weltanschauung mit nüchterner entseelender Naturzergliederung zu versöhnen. Dem Dichter des Faust,

dem letzten Hellenen, war die Nachtansicht fremd, weil sie der Kunst fremd ist. Und so ist es denn vergeblich, in Faust, dem Kunstwerke, welches den Typus aller Typen darstellt, nach einer Ansicht zu suchen, welche nicht allgemein menschlich ist und von welcher die Kunst nichts wissen will.

Welches also ist die Weltansicht Faust's?

Sie ist jene, welche die mechanische Weltbetrachtung, unerbittlich vorrückend, aus der Welt zu verdrängen strebt, jene, welcher der Gegensatz zwischen Vorstellen und Vorgestelltem, Denken und Sein, Ich und Welt, nicht bewusst ist. Ton und Licht ist ihm wirklich. — Solche Naturbetrachtung ist Eines — Fechner ist ein merkwürdiges Beispiel — mit Naturbeseelung, und wer die Natur beseelt, für den ist alles Wirken lebendiges Thun, und die Begriffe Kraft und Geist verschwimmen ihm in Einen Begriff. Der trotz aller Wissenschaft unausrottbare Animismus, welcher sogar unter allerlei Namen in der Wissenschaft spukt, der, wie die Natur, mit der Ruthe ausgetrieben, immer wieder da ist, ist eben darum die menschliche, die künstlerische Anschauung, die Anschauung des Faust. Kraft und Geist ist diesem Eines.

Aber gibt es für die animistische »Tagesansicht« ein Weltgeheimniss, eine Begrenztheit des Naturerkennens? Müssen nicht für solche heilige Einfalt alle

sieben Welträthsel gelöst sein? Gewiss existirt das Weltgeheimniss für einen solchen Geist zunächst nicht, und er mag diesen Mangel, sobald er am Erkennen Geschmack gefunden, als Gefühl seiner Befähigung zur Allwissenheit deuten. Wenn er aber, wie Faust, Ernst damit machen will, diese auch wirklich zu geniessen, so erfährt er mit der ersten Regung seine Beschränktheit, büsst er seine allwissende Einfalt ein, erleidet er sein *ignorabimus.*

Dieses nimmt sich neben dem mit eleganter Präcision gedachten *ignorabimus* des berühmten Berliner Professors allerdings etwas kraus und wunderlich aus, aber sein tiefster Sinn ist derselbe.

Wir vermögen das Wesen von Materie und Kraft nicht zu begreifen, sagt Herr Du Bois-Reymond. Ich vermag das Wesen der Dinge nicht zu begreifen, sagt Faust. Das Wesen des Dinges ist ihm der Geist des Dinges. Er zerlegt das Ding, das ihm »was Lebendig's« ist, nicht in Atome, er sucht den Geist, der es beseelt, in ganz anderer Weise herauszutreiben, er beschwört ihn, er fordert, dass der Geist, der anderen stumm ist, ihm rede, ihn in sein Geheimniss und damit in das Wesen des Dinges einweihe. Der Geist der Dinge, das Wesen der Dinge, beantwortet aber die Frage des Beschwörers schroff abweisend, »Du begreifst mich nicht, denn Du gleichst mir nicht«, er gönnt ihm nicht,

in die »tiefe Brust der Dinge, wie in den Busen eines Freund's zu schauen«. Für den Animisten, für Faust, ist Erkennen des Wesens der Dinge ein Verhältniss des erkennenden Geistes zu dem Geiste der Dinge, so innig wie zu sich selbst; Geister beschwören, um dieses Verhältniss zu knüpfen, also Magie, ist für ihn Streben nach solchem Erkennen, und alle Hoffnung vernichtende Zurückweisung durch die Geister ist sein *ignorabimus.*

Wer ganz ernstlich Bewusstsein in die Dinge träumt, wird von aussen wie von innen eine Gefährdung dieses schönen Traumes durch die Einwendung erfahren, dieses Bewusstsein sei von dem, was der Mensch aus seiner inneren Erfahrung als Bewusstsein kennt, so tief verschieden, er vermöge seine Phänomene so ganz und gar nicht in sich nachzuerleben, dass der Name Seele, welchen ihm beliebe, diesem unbekannten Etwas, das da, wo die Dinge sind, »im Raume spukt«, zu ertheilen, sich zu einem leeren Worte verflüchtige, und er sehe zu, wie er diese Einwendung entkräfte. Um die volle Bedeutsamkeit des »du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir« zu ermessen, gedenke man jener Einwendung. Der Name Geist, den Faust dem ihm nicht Gleichenden, das er nicht begreift, gibt, ist ein leeres Wort, das sich einstellt, wo ihm der Gedanke fehlt. Daraus,

dass ihm das unerkennbare Wesen der Dinge sagt »du begreifst mich ganz und gar nicht«, folgt, dass er gar nichts von ihm weiss, nicht einmal, dass es Geist ist.

Die Erscheinung des Erdgeistes hebt also die Unwissenheit Faust's nicht auf, sondern stellt dieselbe sinnlich, symbolisch dar; es ist unleugbar, dass die Form der Darstellung den Sinn des Dargestellten scheinbar aufhebt, dies war aber, wie schon angedeutet, unvermeidlich, wenn des Menschen Verhältniss zum Uebersinnlichen sinnlich abgebildet werden sollte. Das Wissen Faust's, dass es den Erdgeist gibt, ist nichts als das Wissen, dass es etwas gibt, das er nicht weiss, und dieser Satz scheint zwar zunächst das Dasein einer äusseren Thatsache auszusprechen, ist aber der sprachliche Ausdruck der inneren Thatsache, dass das menschliche Erkennen ein endliches ist. Die Bühne, welche sonst nur die Aussenwelt bedeutet, bedeutet während dieses Auftrittes auch die innere Menschenwelt; ein psychisches Ereigniss erscheint den Sinnen des Zuschauers. Es ist kein Widerspruch, wenn ich ahnen lasse, sie bedeute doch auch zugleich die Aussenwelt und es werde ein Vorgang in dieser auf ihr gespielt — wer kann dies für eine unsinnige Deutung einer Dichtung erklären, die in den *chorus mysticus* aushallt —

»Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniss —«.

Herr Du Bois-Reymond spricht von der Erscheinung des Erdgeistes wie von einem gelungenen spiritistischen Experiment. Es ist leichter, tief und deutlich zu empfinden, dass solche Auffassung wider den Sinn des Faust sei, als es mit Worten klar zu machen. Wer das äussere Ereigniss und seinen inneren Sinn mit Augen, Ohren und innerem Sinne zugleich erlebt, wie es jeder thut, der Kunst geniesst, wird kaum begreifen, wie man das Symbol »Erscheinung des Erdgeistes«, welches der Darstellung von Faust's Unwissenheit dient, der brutalen Thatsache einer spiritistischen Erscheinung, durch welche das Erfahrungswissen erweitert wird, vergleichen könne. Sollte nicht vielleicht das Verlangen, bei dieser Gelegenheit einen mephistophelischen Seitenblick auf das zu thun, was »in der Nähe von Auerbach's Keller« sich zutrug, Herrn Du Bois-Reymond verlockt haben, den Vergleich zu machen? Dann könnte man ihm kaum zürnen; denn er macht den Seitenblick so fein und graciös, dass man über den Kunstgenuss die künstlerische Sünde vergisst, durch die er erkauft ist.

Faust's *ignorabimus* hat also einen Sinn. Er klagt nicht nur, dass wir nichts wissen können, er weiss wirklich nichts. Es ist also nicht undenkbar, »dass Faust an der Fortdauer der persönlichen Existenz nach

dem Tode zweifeln solle«, wie Herr Du Bois-Reymond meint. (S. 16.)

Doch eigentlich zweifelt Faust gar nicht an dieser Fortdauer. Faust fühlt sich, wie der jugendliche Goethe, unendlich lebendig. Wie allen naiven Menschen, fällt es ihm schwer, sich wegzudenken, er kann seinen Tod nicht denken, »vorbei« ist ihm ein dummes Wort, er glaubt nicht an seinen Tod. Das ist sein Unsterblichkeitsglaube, der Eines ist mit seinem Glauben an sein Dasein. Dies ist nur eine Steigerung einer allgemein menschlichen Urstimmung, von der alle Unsterblichkeitsgedanken ihre Kraft haben. Faust ist kein »trüber Gast auf der dunklen Erde«, wie Goethe im west-östlichen Divan jenen nennt, der »dieses stirb und werde« nicht »hat«.

Sein Entschluss, sich zu tödten, ist nur der vermessene Ausdruck des »stirb und werde«. Sein Selbstmord ist keine feige That, sondern ein Ueberwallen begeisterten Muthes, der vor der gemeinen Todesangst, den Höllenschrecken nicht zurückbebt, wenn er sich dadurch, dass er sich todt macht, nur ein neues, seines Strebens würdigeres Leben schaffen kann.

»Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.
Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen
An mich heran! Ich fühle mich bereit,

Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.«

An der schaurigen Berührung durch den eisigen Gedanken an das Nichts, wegen dessen Herr Du Bois-Reymond meint, Faust zweifle, geniesst er nur der vollen heissen Kraft seines Glaubens.

Aber nehmen wir selbst an, Faust zweifle an der Unsterblichkeit, und nehmen wir ferner an, Faust habe, indem er um den Erdgeist weiss, ein wahrhaftes Wissen von jenseitigen Dingen, so ist doch nicht einzusehen, warum dieses Wissen den Zweifel an der Unsterblichkeit ausschliessen sollte. Daraus, dass es ein geistiges Wesen gibt, dem ich nicht gleiche, folgt nicht, dass ich eine Seele habe und dass diese Seele unsterblich sei. Ebensowenig kann jenes Wissen Faust zwingen, der Botschaft Glauben zu schenken, wenn ihn Glockenklang und Chorgesang der verlorenen Kirche in's Leben zurückruft.

Doch wie steht es mit dem Schluss von den Teufeln auf gute Geister und den persönlichen Gott? Wer an Teufel glaubt, verräth vielleicht dadurch eine Stimmung, die dem Glauben an gute Geister und an Gott günstig ist, aber eine logische Inconsequenz, wie Herr Du Bois-Reymond meint (S. 17), liegt nicht darin, wenn man an böse Geister glaubt, ohne sich das entgegenstehende Princip personificirt zu denken.

Ja, es scheint mir sogar sehr fraglich, ob der Teufelsglaube überhaupt einen Glauben an ein entgegenstehendes Princip bedinge.

Herr Du Bois-Reymond stösst sich daran, dass Faust es unterlasse, seinen höllischen Genossen über jenseitige Dinge auszuholen. Ich verwundere mich darüber nicht. Denn nie ist es mir eingefallen, so verfängliche Fragen an Mephistopheles zu richten, der mich, wie jeden Sterblichen, durch das Leben geleitet. Oder hat ihn Herr Du Bois-Reymond je befragt, obwohl er doch neben ihm stand, da er seine Rede sprach und ihm manchen glücklichen Gedanken soufflirte? Warum also sollte Faust, der erlebt, was alle Menschen unter dem himmlischen Tage, Jeglicher in seiner Weise, erleben, thun, was kein Mensch thut?

Echte Dichtung bedeutet etwas. Es heisst nicht, sie zu todter Allegorie entseelen, wenn man den Sinn des Sinn-Bildes deutlich zu empfinden strebt. Symbol einer allgemeinen abstracten Wahrheit ist keine echte Dichtung. Aber wie oft erlebt man in sich, an sich, an Freund oder Feind etwas, das einem in demselben Augenblicke als der tiefe Sinn einer Faustst elle aufgeht, über die man bisher mit Verständniss weggelesen hat, aber nicht mit jenem einzigen Verständniss, welches nur dem eigenen Erlebniss entspringt. So wird man des Typischen in sich und in der Dichtung inne.

In diesem Sinne findet jeder Mensch, der seine rege Innerlichkeit aufrichtigen Auges durchschaut, Mephistopheles mit all' seinen Listen und Schlichen, seiner Schlangenweisheit und Sophisterei, seinem gesunden Menschenverstande, unverwüstlich in sich. Er sagt Faust nichts in's Gesicht, das man nicht einmal im gegebenen Falle irgendwie gedacht hätte, ärgerlich, dass man so etwas denke, und doch heimlich gewillt, darnach ein wenig zu handeln, besonders, wenn es hinter dem eigenen Rücken geschehen kann. Die Wahrheit des Verhaltens der beiden zu einander ist gewiss darnach zu beurtheilen, ob es mit dem Verhalten stimmt, das der Faust in uns zum Mephistopheles in uns beobachtet, unbekümmert, ob es von dem abweiche, das uns geeignet schiene, wenn uns einmal der mythische Teufel leibhaftig in den Weg liefe. Diesen würde Jeder über das ausholen, was er besser wissen kann als wir, aber den heimlichen Mephistopheles in uns fragen wir nicht. Und so liegt auch hier kein Widerspruch vor, der uns den Eindruck des »Faust« stören könnte.

Herr Du Bois-Reymond wähnt unsern Helden seit der Erscheinung des Erdgeistes und wegen des vertrauten Verhältnisses mit dem personificirten bösen Princip im Besitz sicherster Kenntniss vom »Jenseits«. (S. 20.) Ich erstaune, dass der gründliche Kritiker des Faust sich des Missverständnisses enthalten hat, in den

Reden, welche Faust führt, da er den Bund mit Mephistopheles abschliesst, einen unversöhnlichen Widerspruch zu der Situation zu entdecken, aus der heraus Faust spricht. Seinem unirdischen, unheimlichen Gaste Aug' in Aug' gegenüber, der seine Gegenbedingung, die Faust »drüben« erfüllen soll, dem ungestümen Sterblichen mit lauernder Vorsicht in zweideutigen Worten schonend beizubringen sucht, verräth Faust mit unzweideutigen Worten, dass trotz alledem das Wort »Jenseits« für ihn eigentlich keinen Sinn hat. Es bleibt immerhin auffallend, dass den Mann, welcher von seiner Unsterblichkeit so unmittelbar wie von seinem Dasein überzeugt ist, der den Tod als Uebergang betrachtet, die Vorstellung jenseits drohenden Uebels so völlig ungerührt lässt. Dieser Mangel an Interesse für sein Jenseits ist um so befremdlicher an dem Denker, welchen das Wesen der Dinge, das, was die Welt im Innersten zusammenhält, mit so leidenschaftlichem Interesse erfüllt, dass die Erkenntniss seiner Unerkennbarkeit ihn in Verzweiflung stürzt, und »Wesen der Dinge« und »Jenseits« scheinen so nahe verwandte Begriffe, dass es Mancher für unmöglich halten dürfte, das Wesen erkennen zu wollen und das Jenseits in Denken und Thun zu ignoriren. Das Befremdliche verschwindet, wenn man die Natur des Faust'schen Unsterblichkeitsglaubens versteht. Dieser ist nichts als —

der Mangel der Vorstellung von Tod und Jenseits, welcher Mangel die Vorstellung des Diesseits zu unverkümmerter Unendlichkeit erweitert. So ist der Glaube an ewige persönliche Fortdauer und die Unfähigkeit, den Gedanken an das Jenseits von Herzen zu fassen, Ein Geisteszustand, und der von Herrn Du Bois-Reymond übersehene Widerspruch also in der That nicht vorhanden.

Und es ist auch unrichtig, Faust's Streben, das Wesen der Dinge zu ergründen, als ein schmachtendes Verlangen nach den Geheimnissen des Jenseits zu bezeichnen. Sein Drang, das Irdische durch und durch zu ergründen, das Beschwören des Erdgeistes, ist durch und durch irdisch, menschlich, diesseitig, und also recht wohl vereinbar mit völliger Unempfindlichkeit für das Wort »Jenseits«.

Ohne tiefe, psychologische Unwahrheit konnte ein Faust, wie gesagt, nicht gedichtet werden. Aber der Löwenantheil dieser Unwahrheit ist Faust mit seinem Urbilde, dem Menschen, gemein, wie er unter dem Schleier von Worten und Gedanken, von Definitionen von dem, »was sich ihm in Kopf und Herzen regt«, mit denen er sein liebes Ich sich selbst erträglich und unerträglich macht, im Grunde der Seele wirklich ist, und darin liegt die psychologische Wahrheit des »Faust«. Davon wissen

die Meisten allerdings so viel, als Faust von Herrn Schwerdtlein's Tod, aber Goethe hat es »ein bischen tiefer« gewusst.

Gewiss vermag Niemand ohne einige Erschütterung die Stelle in den »*pensées*« Pascal's zu lesen, in welchen dieser mit unvergänglichen Worten die Thorheit der Menschen schildert, welche, so wehleidig sie für das kleinste Uebel sind, der überirdischen Gefahr, welche im Tode, dem gewissen Sturze in's Ungewisse, ihrer harrt, gelassen, des Vergänglichen sich freuend, entgegenleben. Mancher hat wohl auch Pascal's menschliche Empörung über solche Thorheit nachgefühlt, wenigstens so lange er das Buch in der Hand hatte und sein Denken also in der Hand des denkgewaltigen Mannes war. Diese Gleichgiltigkeit mag Thorheit sein. Gewiss aber ist sie menschlich, gehört sie zum Typus des Menschen, und Pascal hätte das Gebahren Faust's verwerflich, aber nicht menschlich unwahr gefunden, wie Herr Du Bois-Reymond. Faust, welcher dem bösen Geiste in's Antlitz sich in seinem Thun durch den Gedanken an das Jenseits nicht irre machen lässt, ist das ausdrucksvolle gesteigerte Symbol dieser Menschenstimmung. Die Menschen schmachten nach dem Göttlichen und haben nur für Irdisches Sinn. Beide Sätze sind wahr, und in Faust ist dieser Widerspruch Fleisch geworden. —

Die erste Katastrophe des Faust hat, wie gesagt, zwei Seiten.

Die Leidenschaft seines Denkens erlischt nicht in voller Befriedigung, weil das menschliche Denken kein Erkennen ist, und weil die menschliche Natur das tiefe und mächtige Denken, wie es Faust allein zusagt, auf die Dauer nicht erträgt. Das Leiden, welches aus dem »Stocken von Sinnen und Säften« sich erzeugt, ist in Faust mit Liebe dargestellt und es ist zum Verständniss seiner Flucht in die Welt so unentbehrlich als das »*ignorabimus*«, mit dem es wohl im allertiefsten Grunde Eines ist. Der Mensch ist eines Lebens in vollkommener Erkenntniss unfähig mit Seele und Leib, mit Hand und Fuss, mit all' den Organen, deren Besitz Mephistopheles Faust so kräftig vorzählt. Dieses ist der Sinn der Tragödie in der Studirstube, die mit dem Fluge in Lebensfluthen und Thatensturm hinein abschliesst.

Herr Du Bois-Reymond sagt (S. 23), »dass Faust, statt an Hof zu gehen, ungedecktes Papiergeld auszugeben und zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, besser gethan hätte, Gretchen zu heiraten, sein Kind ehrlich zu machen und Elektrisirmaschine und Luftpumpe zu erfinden; wofür wir ihm denn an Stelle des Magdeburger Bürgermeisters gebührenden Dank wissen würden.«

Was Gretchen betrifft, hat Herr Du Bois-Reymond ganz Recht. Seine Bemerkung ist so wahr, als dass Macbeth König Duncan hätte leben lassen sollen, dass Jago sich bei Zeiten dem Othello als elenden Verleumder hätte bekennen sollen — als dass es nicht Zweck der Dichtkunst ist, Tugendideale auszumalen.

Was aber Elektrisirmaschine und Luftpumpe betrifft, so frage ich Herrn Du Bois-Reymond, woher er denn wisse, dass Faust sie nicht erfunden habe.

Herr Du Bois-Reymond sagt (S. 10), der Faust des zweiten Theiles erkläre es für den höchsten Augenblick, »eine technische Anlage vollendet zu sehen, bei der kein holländischer Wasserbaumeister sich etwas Besonderes denken würde. Auf dies Denkmal aus Stein, Sand und Mörtel gründet sogar der sterbende Faust sein *Exegi monumentum etc.*«

»Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n.«

Das ist nicht genau. Die Begeisterung, die Faust in den Tod und über den Tod weghilft, schöpft er nicht aus dem eitlen Gedanken an die Vollendung eines Dammes, sondern aus dem Zukunftsbilde eines freien Volkes auf freiem, von Faust geschaffenem Grunde. Nicht der Gedanke, dass sein Werk fortbestehe, dass es durch schaffende Arbeit eines tüchtigen Volkes fort

und fort erhalten werde, macht ihm den letzten Augenblick zum höchsten; dieses übermächtige letzte Erdengefühl ist wie ein Ueberwallen über die enge Beschränktheit individuellen Lebens.

Dass sich ein holländischer Wasserbaumeister bei jener vollendeten technischen Anlage »nichts Besonderes« denken würde, ist sehr glaublich. Er wird auch seine Gründe haben, dies nicht zu thun. Aber welchen Grund hat Herr Du Bois-Reymond? Für Faust, für Goethe, für jeden empfänglichen Zuschauer ist der Damm nicht nur ein Denkmal aus Stein, Sand und Mörtel, sondern ein Symbol des der »zwecklosen Kraft unbändiger Elemente« durch Menschenwitz und -Kraft Abgerungenen, das nur durch rastlose Arbeit behauptet werden kann. Das Geschaffene braucht nicht ein Stück Landes zu sein, das Element nicht das Meer, die Waffe nicht Spaten und Schaufel. Das Gewonnene, wie das Werkzeug, durch welches die Elemente besiegt wurden, können auch physikalische Apparate sein. Jede neue chirurgische Operation ist »Damm«, jede chemische, jede mathematische, jede physiologische Entdeckung ist »Damm«, Vieles von dem, worauf der wohlbegründete Ruhm unseres Faustkritikers beruht, ist »Damm«. — Ist es nicht eigenthümlich, dass der greise Faust, da er diesem Sinne ganz ergeben ist, wissend, dass er nichts weiss, »mit der reinsten Beruhigung einhergeht«,

